

Christian Albrekt Larsen: *Danskernes nationale forestillinger*. Aalborg: Aalborg Universitetsforlag 2008, 90 S.

Als um 1990 der Diskurs des Nationalen und des Nationalismus in Skandinavien eine erste Forschungskonjunktur erlebte, war der gewählte Zugang zumeist ein ideengeschichtlicher, im besten Fall ein diskursarchäologischer (siehe z. B. in Bezug auf Dänemark die vierbändige *Dansk identitetshistorie*, herausgegeben von Ole Feldbæk 1991–92; *På sporet af dansk identitet*, herausgegeben von Flemming Lundgreen-Nielsen 1992; *Dansk identitet?*, herausgegeben von Uffe Østergaard 1992).

Methodologisch waren die Arbeiten im weitesten Sinne einem konstruktivistisch-kulturwissenschaftlichem Ansatz verpflichtet, der die Entstehung von Nationen als diskursive Phänomene und/oder kulturelle Praktiken verstand und historisch mit dem neuzeitlichen Prozess der Modernisierung korrelierte. Untersucht wurden fast ausschließlich Elitendiskurse, die in Europa erkennbar einer „Grammatik“ folgten. Bei allen Verdiensten dieser Forschung wurden so einerseits eher Gemeinsamkeiten als Differenzen der national(istisch)en Diskurse betont, andererseits konnte die Frage nach der historischen oder auch aktuellen

Akzeptanz national(istisch)er Diskurse und Vorstellungen in breiten Schichten der Bevölkerung nicht zufrieden stellend beantwortet werden.

In den letzten Jahren sind nun in Dänemark mehrere Studien erschienen, die sich bemühen, diese Lakunen zu schließen. Ethnologen wie Peter Gundelach (*Det er dansk*, 2002) oder die Beiträger des von Bjarne Stoklund 1999 herausgegebenen Bandes *Kulturens nationalisering. Et etnologisk perspektiv på det nationale* analysieren die Alltagsdimension des Nationalen, und Christian Albrekt Larsen nutzt im vorliegenden schmalen Bändchen über *Danskernes nationale forestillinger* das Instrumentarium der empirischen Sozialforschung, um Verbreitung wie Ausprägung der Vorstellungen vom Nationalen zu erforschen. Im wesentlichen besteht das Buch, das sich erkennbar nicht nur an ein Fachpublikum richtet, aus einer Auswertung und Interpretation einer Fragebogenerhebung, die im Rahmen des *International Social Survey Program* 2003 in 27 inner- wie außereuropäischen Ländern durchgeführt worden ist.

Vor der eigentlichen Präsentation und Diskussion der statistischen Ergebnisse führt ein kurzes Kapitel in die Problematik ein, wie *danskhed* eigentlich zu verstehen sei und wie sie sich historisch entwickelt habe (“De tabte krige, den vellykkede nationalstat og den nye splittelse”, S. 9–15). Dieses erste Kapitel ist allerdings aus drei Gründen nicht unproblematisch:

(1) Die Reifizierungsproblematik bei einer (nicht zuletzt wissenschaftlichen) Auseinandersetzung mit dem Nationalen wird nirgendwo reflektiert; *danskhed* wird bereits als hegemoniale Konstruktion sozialer Bedeutungsproduktion apriorisch vorausgesetzt. “Vi definerer stadig os selv som danskere, nordmænd, tyskere, amerikanere osv.” (S. 79) wird später als Ergebnis benannt, ist aber genauso Prämisse wie Folge dieser Studie und der ihr zugrundeliegenden Umfrage.

(2) Die angejahrte Meineckesche Dichotomisierung zwischen Staats- und Kulturnationen von 1907 (!) wird, unbeschadet aller Modifizierungen durch spätere Forschung, als erkenntnisleitend für eine Klassifikation nationaler Vorstellungen präsentiert.

(3) Etwas geschichtsvergessen wird das Bild eines homogenen dänischen Nationalstaates gezeichnet, der erst durch moderne Entwicklungen wie Globalisierung,

Individualisierung und die Umdefinierung von Schichtenzugehörigkeit vom Zerfall bedroht sei. Ein Satz wie “Den danske nationalstat kunne med rimeligt fredelige midler dyrke ideen om ét folk og én stat og bevarede det homogene præg helt frem til 1960’erne, hvor vi begyndte at importere gæstearbejdere – specielt fra Tyrkiet” (S. 63) erhebt nicht nur den Nationalstaat zum anthropomorphen Akteur, ignoriert wird obendrein die bis in die sechziger Jahre sogar noch im Parlament vertretene deutsche Minderheit.

Die eigentliche Auswertung, im besten Sinn populär präsentiert, hält wenig Überraschungen bereit. Dänen messen, als Gesamtheit betrachtet, dem Nationalen (*danskhed*) vergleichsweise eine hohe Bedeutung zu: So belegten die dänischen Probanden z.B. Platz 5 bei der Frage nach der gefühlsmäßigen Bindung an den Nationalstaat (S. 22), Platz 1 bei der Frage, ob eher eine Mono- oder eine Multikultur wünschenswert sei (S. 29; allerdings sind hier in der graphischen Darstellung Mono- und Multikultur vertauscht worden), und ebenfalls Platz 1 bei der Frage, ob ethnische Minderheiten öffentliche Gelder zur Bewahrung ihrer eigenen Kultur erhalten sollten (S. 32). Dass im allgemeinen der nationale Bezugsrahmen mit zunehmendem Alter und geringerem Bildungsstand wichtiger wird, mag ebenso wenig erstaunen wie die politische Nähe der verschiedenen Gruppen, die das Nati-

onale für mehr oder weniger relevant halten, zu bestimmten politischen Parteien wie der rechtspopulistischen *Dansk Folkeparti* oder der sozialliberalen *Det Radikale Venstre*. Wer den politischen Schlagabtausch zwischen diesen Parteien kennt, wird sich entsprechend auch nicht wundern, wenn die Detailauswertung der Statistiken erkennen lässt, dass die dänische Bevölkerung vergleichsweise sehr stark polarisiert ist, was die so genannte Einwandererpolitik betrifft.

Im Abschlusskapitel des Büchleins resümiert Larsen: “Forestillinger om én stat og ét folk lever tilsyneladende bedre i Danmark end i noget andet land blandt de 27 lande i undersøgelsen.” (S. 79) Und es wird sympathischerweise dafür plädiert, nicht in Reaktion auf die Bedrohung durch die Globalisierung einen Wohlfahrtsnationalismus zu schaffen, der eine *national samling* durch den Bezug auf Arbeit und ökonomisches Wachstum statt durch eine staatsnationale Gemeinschaft zu erreichen sucht und oppositionelle Bewegungen ebenso wie Minderheiten ausgrenzt und unterdrückt. (S. 82ff)

Larsen supplementiert die Forschung zur dänischen Nationskonstruktion mit durchweg interessantem empirischem Material. Das Buch ist lesenwert und sollte in keiner einschlägigen Forschungsbibliothek fehlen. Die knappen zweieinhalb Seiten (S. 17–19) Ausführungen zur Datengrund-

lage und zu den Einschränkungen des Materials lassen indes so manche Frage offen. Beilage 1 (S. 87) ist z.B. zu entnehmen, dass in Dänemark durchaus respektable 66 Prozent der Angeschriebenen geantwortet haben, in Spanien sogar 99 Prozent (!), aber in Frankreich gerade einmal 17 Prozent – wie vergleichbar können dann die Ergebnisse sein, trotz der statistischen Instrumente, solche Abweichungen herauszurechnen?

Nicht jede Schlussfolgerung ist obendrein so selbstverständlich wie in Larsens Dateninterpretation, und gelegentlich bedauert man, dass interessanten Fragen, die das Material aufwirft, nicht nachgegangen wird. Bei der Frage z.B., ob der Staat zu viel Geld für Einwanderer ausbebe, landet Dänemark zwar auf dem wenig schmeichelhaften zweiten Platz (S. 89) – aber setzt die Frage nicht voraus, dass *überhaupt* nennenswerte Beträge für Einwanderer ausgegeben werden, weswegen Wohlfahrtsstaaten hier fast automatisch tendenziell weiter oben rangieren? Keineswegs unstrittig scheint mir die Interpretation des Nachdrucks zu sein, den die Dänen auf die Beherrschung der Sprache legen, damit jemand als „dänisch“ gilt (vgl. S. 55ff). Denn was heißt “at kunne tale sproget” (S. 56)? Haben die Antwortenden an die Voraussetzungsbedingung für die Teilnahme an einer politischen Öffentlichkeit gedacht oder aber an einen Muttersprachenmystizismus grundtvigscher

Prägung? Larsen hat eine Tendenz dazu, den hohen Prozentsatz an Dänen, die die Beherrschung der Sprache für identitätskonstituierend halten (76 Prozent), *auch* als Beleg für eine staatsnationale Konstruktion heranzuziehen (vgl. S. 61, 82), doch lässt sich dies meines Erachtens nicht aus dem präsentierten Material deduzieren.

Mehrmals wird übrigens konstatiert, dass die dänischen Antworten sich signifikant von den anderen skandinavischen unterscheiden – am auffälligsten bei der Frage, ob man sein eigenes Land auch unterstützen soll, wenn es im eigenen Urteil falsch handelt. Immerhin 44 Prozent der Dänen stimmen hier ganz oder teilweise zu, während der entsprechende Anteil in Norwegen, Schweden und Finnland zum Teil deutlich unter 20 Prozent liegt (S. 43). Larsen geht diesen auffälligen Differenzen nicht nach, da sie nicht Gegenstand seines Buches über *Danskernes nationale forestillinger* sind, aber eine skandinavistische Kulturwissenschaft ist hier zweifelsohne herausgefordert. Eine komparatische Analyse des Datenmaterials, ein (selbstverständlich in Bezug auf die Vergleichbarkeit zu problematisierender) Rückbezug auf frühere empirische Untersuchungen sowie eine Kopplung an die diskursgeschichtlichen Ergebnisse der Nationsforschung in Nordeuropa mögen nicht zuletzt auch zum besseren Verständnis der von Larsen so anschaulich

präsentierten Daten beitragen. Dass z. B. Norweger eine so deutliche geringere gefühlsmäßige Bindung an den Nationalstaat als Dänen haben sollen (vgl. S. 22), könnte durchaus dadurch erklärt werden, dass im Gegensatz zu Dänemark die lokalen und regionalen Zugehörigkeitsgefühle in Norwegen sehr stark sind (vgl. die Ergebnisse der *Study of Live Values: Live Values in Modern Societies* 1990), ohne dass dies meines Erachtens schon etwas über die Stärke oder Schwäche von der Identitätskonstruktion „å være norsk“ aussagt. Wo bleibt die nordeuropaübergreifende komparatische Studie zu hegemonialen Identitätskonstruktionen?

*Stephan Michael Schröder (Köln)*